

# Athenagoras I.: Der Mut zum Wesentlichen

Von Olivier Clément

## *I. Auf dem Weg zu westlicher Weite und östlicher Innerlichkeit*

Athenagoras I. hatte ein feines Gespür dafür, daß wir heute eine Art geschichtlicher Apokalypse erleben, wo Orient und Okzident einen neuen Sinn erhalten. Das Abendland läßt sich nicht mehr durch die Hochkulturen des lateinischen oder germanischen Europa definieren, geprägt vom Geiste Roms und der Reformation. Es ist eine globale »Nicht-Kultur« im Werden begriffen, die – quer durch die weiten, von Technik und Ideologie erzeugten Leerräume – die Menschheit vor die letzten Fragen stellt. »Heute kann die Geschichte den letzten Fragen nicht mehr ausweichen. Wissenschaft, Technik, das Werden des globalen Menschen erfordern eine neue Sinngebung. Die Menschheit durchdringt die Geheimnisse des Universums und stößt an das Tor des Mysteriums, um entweder Gott oder den Untergang zu finden.«

Auf dieses Fragen kann nur eine wiedervereinigte Christenheit Antwort geben, die – sei es zum Martyrium oder zur Verwandlung der Geschichte – die ganze spirituelle Kraft der ungeteilten Kirche wiederfindet. Der christliche Osten, selbst auch von dieser globalen »Nicht-Kultur« erfaßt, hat künftig keinen anderen Sinn, als über seine geschichtlichen Grenzen hinaus das demütige und stetige Zeugnis weiterzutragen, nämlich die Gewißheit des über Tod und Hölle siegenden Christus, um den Menschen den lebendigmachenden Geist darzubieten. »Unsere Heilige orthodoxe Kirche darf und kann den Schatz ihres Glaubens und den Reichtum ihrer Tradition nicht verbergen. Sie muß sich vielmehr der Welt im Geist demütigen Dienens darstellen, mit dem einzigen Ziel der Verwandlung der Welt in Christus.«

Der Augenblick scheint gekommen, wo sich in der christlichen Welt die Begegnung zwischen östlicher Kontemplation und westlichem Sinn für Geschichte vollziehen muß. Die Orthodoxie muß dem Abendland helfen, seine im geistlichen Sinn des Wortes »orientalischen« Wurzeln wiederzufinden. Das Abendland muß die Orthodoxie für die Nöte und das Fragen dieser Zeit wecken, für die Erfordernisse einer offenen Rationalität und Ethik. Nur zusammen können die Christen in Orient und Okzident an einer schöpferischen Spiritualität arbeiten, einem von Gott geprägten Humanismus, wo der Vater und der Sohn, Gott und Mensch keine Gegensätze mehr bilden, sondern im Geiste und in der Freiheit einswerden.

Nach Athenagoras I. hat sich der entscheidende Bruch in der christlichen Welt zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert in der Spaltung von Abendland und Morgenland vollzogen. Sie hat in der Christenheit zu einer fortschreitenden Desintegration geführt. Es kommt also darauf an, diesen Bruch zu überwinden, und an erster Stelle den zwischen den zwei Protagonisten, Rom und Konstantinopel. Eine tiefere Annäherung zwischen Katholiken und Orthodoxen könnte die christliche Welt zu einer fortschreitenden Reintegration führen. Sie würde die Orthodoxie aus der Abschottung von der Geschichte befreien und das christliche Abendland vor der Auflösung in die Geschichte schützen. Vor allem würde sie es Rom ermöglichen, die berechtigten Anlie-

gen der Reformation aufzugreifen, ohne den Sinn für das Mysterium, die heilige Tiefendimension der Kirche zu verlieren.

## II. Die Annäherung zwischen Rom und Konstantinopel

Alles gerät in Bewegung, als im Jahre 1959 Athenagoras einem Mann gegenübersteht, der ihm so ähnlich ist: Johannes XXIII. Er macht dem Papst den Vorschlag, ein wahrhaft ökumenisches Konzil einzuberufen, wo sich West- und Ostkirche begegnen könnten. Eine prophetische Vision, die sich damals nicht verwirklichen ließ. Aber es sieht so aus, als ginge die Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch Johannes XXIII. teilweise auf diese Anregung und Perspektive zurück. Am 4. Dezember 1963 kündigt der neue Papst, Paul VI., an, daß seine nächste Reise ins Heilige Land führen wird. Zwei Tage später macht Athenagoras den Vorschlag, es möchten sich zum Anlaß dieser Wallfahrt die Verantwortlichen aller Kirchen und Konfessionen in Jerusalem treffen. Nicht um des Diskutierens willen, sondern »um im gemeinsamen glühenden Gebet, auf Knien, unter Tränen und im Geist der Einheit, auf Golgotha, wo das heilige Blut Christi vergossen wurde, und vor dem Grab dessen, von dem alle Umkehr ihren Ursprung hat, zu bitten, daß zum Ruhme des heiligen Namens Christi und zum Heile der ganzen Menschheit der Weg frei werde zur völligen Wiederherstellung der christlichen Einheit gemäß dem heiligen Willen des Herrn«.

Damals war die Zeit noch nicht reif. Aber der Papst willigt in die Begegnung mit dem Patriarchen ein. Über dieses Sich-Wiederfinden von Orient und Okzident in Jerusalem, dem symbolischen Ort von Anfang und Ziel, wurde schon genug gesagt. Am 7. Dezember 1965 wird der Bann von 1054 aufgehoben und damit die Eröffnung eines »Dialoges der Liebe« zwischen den beiden Kirchen möglich, in dem sich »der tatkräftige Wille ausdrückt, zu einem gemeinsamen Erkennen und Bekennen des apostolischen Glaubens und seiner Forderungen zu gelangen«.

Es folgen die beiden Begegnungen im Jahre 1967. Paul VI. nimmt es auf sich, als erster im Juli nach Istanbul zu kommen. Er umgeht das ganze Problem des Vorsitzes, so sehr ist er vom Geist der Brüderlichkeit erfaßt. Das wieder ermöglicht es dem Patriarchen, sich im Oktober nach Rom zu begeben. Der Erfolg ist beträchtlich. Um ihn abschätzen zu können, braucht man nur im Tomos Agapês zu blättern, dem »Buch der Liebe«, das im Jahre 1971 gleichzeitig durch den Phanar und den Vatikan veröffentlicht wird und das ganze Dossier des Dialogs enthält. Damit ist eine entscheidende theologische Wegmarke gesetzt, an der sich das Nachdenken über die Kirche fortan orientieren muß.

Der Papst und der Patriarch haben unterstrichen, daß es zwischen beiden Kirchen eine gemeinsame Sprache gibt, die der Apostel und der Väter. Dabei sei eine schöpferische Treue das Ziel: der theologische Dialog soll sich »getreu den Überlieferungen der Väter und den Eingebungen des Heiligen Geistes« gestalten. Darüber hinaus hat der Papst die Wichtigkeit einer *eucharistischen Ekklesiologie* hervorgehoben, die ja im Mittelpunkt der orthodoxen Auffassung von Kirche steht. »In jeder Ortskirche«, so erklärte er in Istanbul, »ist dieses Geheimnis der göttlichen Liebe am Werk, und liegt nicht da der Grund dafür, daß nach einer schönen und alten Tradition die Ortskirchen sich gern als ›Schwesterkirchen‹ bezeichnen?« Auf derselben Linie hat der Pa-

triarch unterstrichen, daß der römische Primat als solcher von den Orthodoxen nicht in Frage gestellt wird, sondern nur seine modernen Ausformungen. Es müßte sich, so sagte er, um einen »Vorsitz in der Liebe« handeln. Der erste Bischof ist nicht über die anderen gestellt, sondern in ihre Mitte und in den Dienst ihrer Communio.

### III. Der gekreuzigte und auferstandene Christus als einziges Fundament

Gegen Ende seines Lebens hat sich für den Patriarchen offenbar alles auf eine einfache Grundtatsache konzentriert. Die ganze Tradition läßt sich im gekreuzigten und auferstandenen Christus zusammenfassen, in dem sich Gott als Liebe und Leben zeigt und in dem alles Leben erhält. »Der Erlöser, der in Bethlehem geboren ist, ist kein ferner, anonymer Gott. Er ist Gott mit uns . . .« Was den Patriarchen im Evangelium so betroffen machte, war, daß sich die Seinsweise Gottes, seine unendliche, opferwillige Liebe, in der uneingeschränkten Menschlichkeit Jesu enthüllt. Er unterstrich die Bedeutung der menschlichen Freundschaften des Erlösers. »Jesus liebte Martha, ihre Schwester und Lazarus.« Er liebte und liebt die Menschen nicht auf eine abstrakte, nicht-fleischgewordene Weise; er wählt und zieht vor, das heißt genauer: er greift jeden besonders heraus. Diese Seinsweise Gottes, diese Liebe, die aus dem Schoß des Vaters kommt, gipfelt in der Selbstoffenbarung am Kreuz: der »entwaffnete« Gott nimmt ohne Einschränkung selbst die an, die ihn kreuzigen, das heißt jeden von uns, die wir täglich die Liebe töten. Die Auferstehung zeigt sich so als eine neue Schöpfung, als die Metamorphose in der Liebe, die stärker ist als der Tod, und die fortan, durch unseren Glauben hindurch, alles erfaßt. »Fortan bewegt sich alles auf die universelle Auferstehung zu. Wir wissen nicht, auf welchen Wegen, aber alles ordnet sich auf sie hin . . . Die Auferstehung gibt der Geschichte ihren Sinn, ist gleichsam ihr universaler Gravitationspunkt.« Die Wahrheit der Dinge ist das Wunder, und darum macht die Auferstehung, das Wunder aller Wunder, alles verstehbar. »Für den, der zu sehen versteht, ist alles wunderbar. Alles ist ins Mysterium, ins Unendliche getaucht. Schon das geringste Ding ist ein Wunder, vielmehr noch jede Begegnung. Ist nicht schon die bloße Tatsache, daß jemand existiert, daß er nicht bloß ein Stück Materie ist, sondern ein Antlitz trägt, ein Wunder?« Und die Wurzel jedes Wunders ist, daß die Welt nicht auf sich selbst beschränkt ist, sondern daß Gott existiert. »Damit ist alles möglich. Denn Er ist. Er ist wirklich. Er kommt auf uns zu, er macht uns zu Freunden. Wir waren tot, und in seinem Christus sind wir lebendig.« Vielleicht war das Thema der *Freundschaft Gottes*, dieses Gottes, der im Geheimen unseren Schmerz und unsere Freude teilt, das Herzstück des geistlichen Lebens von Athenagoras. »Welches Wunder! Der unantastbare Gott wird uns zum Freund. Ihr seid meine Freunde, hat er uns gesagt. Welche grenzenlose Freude!« Für den Patriarchen bedeutete das, daß alle Unterwürfigkeit aus der Beziehung des Menschen zu seinem Gott weichen muß. Das Christsein beruht in der Offenbarung des lebendigen und lebenspendenden Gottes, der uns in seinem Sohn an Kindes Statt annimmt und der uns im Geiste an seiner Fülle teilhaben läßt. Das Christentum ist also die Religion der Person und der Freiheit. Sind Tod und Hölle in Christus überwunden, dann wird die Angst in uns Vertrauen, und wir können mit Zuversicht für die Befreiung des Menschen eintreten. »Frei sein, in sich selbst frei sein, man selbst sein, welch eine Freude!

Die Bedingung ist, der Lüge zu sterben – all den Lügen eines lächerlichen Ichs, das sich ereifert und rechtfertigt –, um im Herrn neu zu erstehen, sich von ihm angenommen zu wissen, von ihm Vergebung und schließlich ein Leben ohne Grenzen zu erfahren, wo wir von nichts ferngehalten werden, wo unsere Kraft sich im mächtigen Wehen des Geistes entfaltet.« Die Bedingung ist die große Umkehr des Herzens nach dem Beispiel der Sünderin zu Jesu Füßen. Der Patriarch hat diese Begebenheit und die dort vom Herrn gezogene Folgerung gern erwähnt: »Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat.« Und der Patriarch pflegte hinzuzufügen: »Denn er hat viel geliebt. Das ist das ganze Christentum!«

Hieraus erklärt sich der ständige Kampf des Athenagoras gegen die Pharisäer in der Kirche, die aus dem Christentum »eine Religion des Gesetzes und der Selbstbestätigung« gemacht haben. »Denkt beispielsweise an die Angst der Frau und ihre Liebe, die sich so tief ins christliche Bewußtsein eingepreßt hat. Jesus hat niemals etwas gegen die Frau gesagt, niemals. Er sagt nichts gegen den Menschen, er liebt ihn . . . Wenn er anklagt, dann nur die Pharisäer und Heuchler, und dann mit welcher Härte!« Und er betonte: »Christus bleibt niemals bei der Negation, beim Abweis stehen. Wir sind es, die den Menschen solch ein Joch aufgebürdet haben! Jesus sagt niemals: ›Du sollst nicht, man darf nicht.‹ Das Christentum besteht nicht aus Verboten: es ist Leben, Feuer, Schöpfung, Erleuchtung!«

#### *IV. Das Christentum als »Wissenschaft vom Leben«*

Nur durch Ablegen seiner Waffen kann der Mensch an der Seinsweise Gottes teilnehmen, der sich selbst bis zum Kreuz entwaffnet hat. »Man muß den härtesten Krieg führen, den Krieg gegen sich selbst . . . Man muß soweit kommen, seine Waffen abzulegen.« Dann hört man damit auf, auf der Hut zu sein, »man nimmt an und man teilt mit«. Man hört ganz auf, Angst zu haben: »Wenn man nichts mehr hat, hat man keine Angst mehr: Wer wird uns von der Liebe Christi trennen können?« Die Zeit hört auf, Bedrohung und Sorge zu sein, man entgeht dem zutiefst atheistischen »Willen zum Willen«, nicht, um sich von der Welt zurückzuziehen, sondern um die Keime des Lebens unterscheiden zu lernen und sie zu beschützen. »Die Zukunft können wir nicht erzwingen. Sie liegt in Gott. Wir wissen lediglich, daß in unserem Einzelleben wie in der Geschichte die Auferstehung das letzte Wort haben wird.« »Jeden Tag stehe ich in der Dankbarkeit auf zu leben, ich empfangen den neuen Tag wie eine Segnung. Und ich versuche, die Verheißung des Lebens, die aus der Vergangenheit kommt und sich der Zukunft Gottes zuwendet, heute schon wachsen zu lassen, indem ich den Augenblick in seiner Fülle lebe.«

Für den Menschen, der Vertrauen und Güte besitzt, ist alles lebendig im auferstandenen Christus; er wird der große Lebensbejaher, der in allen Dingen die Herrlichkeit Gottes erkennt und ans Licht zu bringen sucht: »Der Baum, der als erster im Februar in den Gärten des Phanar blüht, ist voll von Gottes Herrlichkeit. Das innere Meer eines Blickes ist ebenso davon voll . . .« Im Leuchten des Antlitzes des Auferstandenen öffnet sich das Antlitz des Nächsten, wird Offenbarung. Der Patriarch wußte ganz besondere Akzente zu setzen, um das, was für ihn die mystische Evidenz des Alltäglichen war, anschaulich zu machen: »Welche Freude, daß der andere da ist, daß

er existiert . . . Weil Gott ist, gibt es den anderen. Er ist das Wunder Gottes. Vor allem der Blick ist ein Wunder. Welche Freude, in die Augen des Nächsten einzutauchen, in das innere Meer seiner Augen.« Von daher seine Weigerung, etwas zu vergleichen: »Jeder Mensch ist unermesslich. Wer kann den Menschen messen außer der Liebe, die ja gerade nicht mißt?«

So stellt sich eine ernste und zugleich einfache Spiritualität dar, die weniger zu brechen und abzulehnen sucht, als dem täglichen Leben Frieden und Heiligkeit zu bringen. In der geheimen Gegenwart des Freundes öffnet sich das armseligste Ding, die scheinbar gewöhnlichste Begegnung auf die Ewigkeit.

### *V. Die Vereinigung von Kirche und Christentum*

Für den Patriarchen besteht die größte Tragik der Geschichte des Christentums in der Trennung der Lebensräume der Kirche und des Geistes vom Geist des Evangeliums. »Wir haben aus der Kirche eine Organisation unter anderen gemacht. All unsere Kräfte haben wir darauf gewandt, sie auf die Beine zu stellen. Nun verwenden wir sie darauf, daß sie funktionsfähig bleibt. Das klappt recht und schlecht – eher schlecht als recht. Aber es läuft wie eine Maschine und nicht wie das Leben!«

Die sogenannten Christen »haben aus der Kirche eine Maschine gemacht, aus der Theologie eine Pseudo-Wissenschaft, aus dem Christentum eine vage Moral.« Zu oft spielt sich das Leben der Kirchenmänner abseits vom Leben ab.

Aber die Pseudo-Christen haben nicht das Monopol Christi. Christus ist überall. Während die Kirchen Angst vor dem Evangelium haben, »ist Er unter die Leute gegangen und hat ihre Geschichte beflügelt, ohne die Kirchen und manchmal gegen sie«. Er bringt die Forderung nach Gerechtigkeit wieder in Gang, denn »Christus wird Mensch in den Armen«. Er steht hinter dem emanzipatorischen Bemühen, die Frau als Person anzuerkennen. »Er ist jedesmal, wenn wirklich eine Begegnung stattfindet, zugegen, jedesmal, wenn die Gerechtigkeit oder das Wissen ohne Eigennutz ausgeübt werden, jedesmal, wenn die Schönheit das menschliche Herz weiter werden läßt.«

Doch der Christus der Geschichte bleibt gekreuzigt, ist nie wahrhaft auferstanden. Es fehlt der Ansatzpunkt für eine vollständige Befreiung. Versagen, Trennung und Tod rücken sie immer wieder in die Ferne. Allein der eucharistische Kelch, der Gral im Herzen der Kirche, wie der Patriarch gern sagte, kann uns die Macht der Auferstehung mitteilen, ein Leben, das stärker ist als der Tod. »Da und nur da gibt sich Christus ganz.«

Das ganze Problem besteht also darin, den gekreuzigten Christus der Geschichte und den auferstandenen Christus der Eucharistie zu vereinen, denn »es gibt nur einen Christus« und der Quell allen Lebens liegt in der Eucharistie, nicht nur für die Christen, sondern für alle Menschen.

Den Geist des Evangeliums und die Eucharistie zu einen, heißt das Mysterium der Kirche und die Freiheit verstehen. Als eucharistische Gemeinschaft macht die Kirche aus uns einen einzigen Leib, im ganz realen Sinne, um im freien Miteinander den absoluten Charakter jeder persönlichen Existenz zu begründen. Darum pflegte der Patriarch zu sagen: »Die Laien mögen ihre Verantwortung wahrnehmen. Meine Sache

ist es, den Menschen den Sinn des Lebens wieder ins Gedächtnis zu rufen, nicht ihnen Rezepte zu geben.«

In der Politik vor allem muß das Lehramt die großen Richtlinien der biblischen Offenbarung in den Alltag übersetzen. Sie gehen über die Geschichte hinaus, relativieren ihre Ansprüche und öffnen ihr die Wege der Hoffnung. Der Patriarch hat ununterbrochen gemahnt, daß die Kirche nichts zu fordern hat, daß sie demütig handelt, indem sie die Herzen wandelt, die Strukturen der Person, wie ein Geheimnis der Heiligung, ein Licht, das sich nur in dem Maße verbreiten kann, wie die einzelnen Menschen transparent werden. Dieses Licht weckt das Gewissen, gibt ihm den Sinn von Person und Gemeinschaft. Es fordert zugleich die Feier, die den Menschen nicht in den Bedingtheiten der Geschichte untergehen läßt, ihn vielmehr in der Ewigkeit verankert. Es ruft nach dem »Sakrament des Bruders«, der uns »den mißhandelnden Christus in der Person derer zeigt, die nackt, hungrig und gedemütigt sind«. Das ist im letzten die große christliche Antinomie, des Martyriums und der Gottmenschlichkeit. In seinen Botschaften hat der Patriarch immer den Hunger nach Gerechtigkeit in der Dritten Welt und den Hunger nach Lebenssinn in den reichen Ländern unterstrichen. Er hat Wert auf »die Bildung des inneren Menschen« gelegt, im Blick auf eine schöpferische Spiritualität. »Darin besteht alles: in sich ein neues Leben aufblühen zu lassen, seiner Seele ein festliches Kleid anzuziehen. Dann werden wir unsere Hände mit brüderlichen Geschenken füllen als solche, die leiblichen Hunger leiden wie für die, deren Seele hungert.« Aber es ist nicht Aufgabe der kirchlichen Institution, die Laien unmittelbar zu leiten. Sie soll diese mit dem Blute Christi nähren und mit den so schwierig anmutenden Anweisungen der Seligpreisungen: dann werden sie den Kampf der Zivilisation in königlicher Freiheit führen.

Was an diesem schwer einzuordnenden Denken frappiert – schockierend für Integristen wie Progressisten –, ist seine geradezu jugendliche Unbekümmertheit, eine Frische ganz ohne Demagogie, in der eben das Eigentliche der christlichen Tradition besteht. Athenagoras hatte keine Angst vor den Jungen, und diese haben es ihm gedankt. Ich habe im Phanar junge römische Katholiken getroffen, die, nachdem sie den Patriarchen in St. Paul außerhalb der Mauer gehört hatten, die Reise nach Istanbul unternahmen, um ihn, wenn auch nur kurz, wiederzusehen, um seinen Segen, ein Wort der Hoffnung zu empfangen. Der Patriarch wußte, daß für einen Christen jede persönliche Situation, jede auch noch so dramatische historische Stunde, eine »Situation von Geburtswehen« ist. Er hatte sich dem Christus, der kommen wird, zugewandt. Er wußte, daß der Geist der Tradition mit dem neuen Geist eins ist, von dem der Apostel spricht. Seine Offenheit der Jugend gegenüber war eine Offenheit für den Geist.